

## Der Quell der Weberin

In einer Hütte am Dorfrand lebte eine einsame Weberin. Sie war nicht mehr so jung, dass ihr die Erfahrung in ihrem Handwerk fehlte, aber auch noch nicht so alt, dass ihre Gelenke steif waren und sie langsamer hätte weben müssen. Sie mochte ihre Arbeit und webte mit solcher Leidenschaft und Hingabe, dass man sie eine Künstlerin hätte nennen können. Ihre Teppiche waren geziert von einmaligen Motiven in kräftigen Farben, die sie sich selbst erdachte, und ein jeder war ein Unikat.

Wenn sie am Samstag ihren kleinen Karren in die nächste Stadt zog, um ihre Ware zu verkaufen, lohnten die eingenommenen Taler ihre müden Füße. Auf dem Markt kamen die Bürger jede Woche wieder an ihren Stand und lobten die Farben und Blumenmotive, die bald schöner als der üppigste Garten an Wänden und als Bettvorleger in den steinernen Häusern der Stadt prangten. Sie selbst verdiente gut mit ihrer Arbeit und hätte sich vielleicht selbst ein solches Haus in der Stadt leisten können, wenn sie gewollt hätte. Doch sie war zufrieden mit ihrer Hütte und war sich selbst genug, sodass sie nie den Drang verspürte, ihre einfache Heimstatt zu verlassen.

Die Hütte war gepflegt und keineswegs ärmlich, trocken bei Regen und warm im Winter. Sicherlich war sie nicht sehr ansehnlich, aber das störte die Weberin nicht. Sie saß meistens an ihrem Webstuhl am Fenster und blickte hinaus in den kleinen Garten, den sie ihr Eigen nennen durfte. Beim Anblick dieses Gartens wäre jeder König vor Neid erblasst.

Hier wuchsen und wucherten die Pflanzen ihres Lebens froh: Lupinen und Rittersporn wippten mit ihren kelchförmigen Hüten im Sommerwind, orangefarbene Taglilien strahlten um die Wette mit den kleineren, goldenen Mädchengänen. Wohlduftender Rosmarin wurde von dutzenden Hummeln umschwirrt und umgab den hölzernen Stock einer edlen Rose, die nur eine Blüte von wolkengleicher Schönheit hervorbrachte, bis sich im Herbst eine saftig rote Hagebutte bildete. Die Beete quollen über von Katzenminze, Duftnesseln, Salbei und Sonnenhut und dort, wo man Gras in einem Garten vermutet hätte, blühten Wiesenkräuter in allen Farben; mohnrot, kornblumenblau, kamillenweiß, butterblumengelb und fingerhutpurpur. Der Jasmin betäubte mit seinem Geruch den Blauregen, der sich schwer vom Gewicht seiner Dolden über den Lattenzaun lehnte. Der Löwenzahn wiegte die gelben Köpfe mit roten Kleebüschen und blühende Obstbäume ragten wie wohlmeinende Wächter aus dem Dickicht heraus. Selbst im Schatten versteckten sich kleine Vergissmeinnicht, die schüchtern ihre schlichte Pracht zur Schau stellten. Eine solche Vielfalt war dem Garten nicht einfach so beschert worden.

Inmitten des Gartens entsprang ein klarer Quell aus dem irdenen Grund. Vor langer Zeit hatte jemand den Quell mit Steinen befestigt und um ein steinernes Becken ergänzt, aus dem sich das Wasser leichter schöpfen ließ. Manchmal kamen die Vöglein und ließen sich am Rand des Beckens nieder, um sich darin zu baden oder mit ihren feinen Schnäbeln wenige Schlucke zu trinken. Auch die Weberin schöpfte von dort ihr Wasser, das sie zum Kochen und Trinken brauchte.

Doch aus dem Quell sprudelte mehr Wasser als die Vögel und die Weberin zusammen jemals hätten verbrauchen können. So rann stets ein klarer Strahl über die Beckenkante, ein kühler, lebensbringender Schleier, der in alle Richtungen rann und das Wurzelwerk der Bäume und Blumen, Büsche und Sträucher, Gräser und Kräuter benetzte. So wuchs der Garten jahrein und jahraus, ohne dass menschliches Zutun, Mühe und Formen der Natur nötig gewesen wären. Und das war das Geheimnis der Weberin, die ihren Garten bei der Arbeit aus dem Fenster betrachtete.

Mit flinken Händen webte sie im Frühling die Lebenskraft der zarten Knospen, im Sommer die Schönheit der vollen Blüte, im Herbst die melancholischen Farben der Blätter und im Winter die letzten Beeren und das Gefieder der nach Nahrung suchenden Vöglein in ihre Teppiche. Ihr Auge war zu solcher Detailliebe geschult, dass sie wie keine andere das harmonische Treiben von Pflanzen und Getier beobachtete und in Faden und Stoff übersetzte, wie eine Dichterin, die einer Sprache mächtig war, die niemand sonst verstand.

So arbeitete sie tagaus tagein an ihrem Webstuhl, betrachtete wertschätzend das kleine Wunder, das ihr zuteilgeworden war und wob den Garten in ihre Teppiche ein, damit sie ihren einmaligen Ausblick mit anderen teilen konnte. Eines Tages hörte die Weberin ein fürchterliches Geschrei von der Straße durch ihr Fenster dringen. Sie legte die Arbeit am Webstuhl nieder und ging hinaus, um nachzusehen. Auf der Straße, die vorbei an ihrer Hütte ins Dorf führte, war ein Wagen verunglückt. Der Wagen war wohl zu eng um eine Kurve gefahren und in den Straßengraben gerutscht. Die vorgespannte kleine Eselin lag darunter und schrie in ihrer Angst, so laut, dass auch aus anderen Hütten die Dörfler nahten. Die Weberin war jedoch als erste bei dem Fremden, der vom Wagen gefallen war. Er hielt eine Peitsche in der Hand und hatte der Eselin einige Striemen zugefügt. Als die Weberin ihn erreichte, rührte er sich jedoch nicht mehr. Sein grausames Herz hatte wohl vor Wut stillgestanden, mutmaßte der Priester, als er ihn erreichte, und erteilte den letzten Segen. Der Metzger und der Schreiner hievten den Wagen aus dem Graben und befreiten die lahmende Eselin.

Da niemand den toten Fremden kannte und im Dorf schon immer das Recht des Finders gegolten hatte, gehörte nun alles der Weberin. Mithilfe der Männer spannte sie die hinkende Eselin vom Wagen und überließ dem Schreiner die Bruchteile zur Weiterverarbeitung, doch sie nahm die Eselin zu sich, statt sie dem Metzger zu überlassen. Sie ließ das Grautier in ihrem Garten frei und hielt die Fliegen von seinen Wunden fern, die sie auswusch und mit Stoffresten verband. Schon nach wenigen Wochen hinkte die Eselin nicht mehr, sondern lähte fröhlich, wenn sie die Weberin sah oder ein Artgenosse die Straße entlangkam. Fortan spannte die Weberin die Eselin vor ihren kleinen Karren, wenn sie an Samstagen zum Markt fuhr. Die Eselin dankte ihr ihr Mitgefühl mit ihrer Gesellschaft und treuer Arbeit. Die sechs Tage der Woche, an denen die Eselin nicht arbeiten musste, genoss sie ihr Leben bei der Weberin und speiste von den Gräsern und Kräutern des Gartens und trank in großen Schlucken aus dem Quell, dessen Wasserschleier bald schon etwas dünner floss.

Das nun nicht mehr so einsame Leben der Weberin war um eine Gefährtin reicher geworden, und dass sie ein wenig mehr Zeit von ihrem geliebten Webstuhl entfernt verbrachte, merkte sie kaum, wenn sie das Tier umsorgte, und an den lauen Sommerabenden im Garten ihr Fell striegelte und mit dem grauen Tier sprach wie mit einer vertrauten Freundin. Sie kümmerte es nicht, dass die Eselin im Garten die frischen Knospen abbiss und das junge Grün mit ihren Hufen niedertrampelte. Der Eselsmist düngte den Boden, sodass sie ihn nur selten wegschaufeln musste. Außerdem verschmähte die Eselin manche Pflanzen, besonders diejenigen, die Dornen und Stacheln trugen. Und so grünte der Garten weiter, auch wenn einige Blumen nicht mehr erblühen konnten.

Als es Winter wurde, saß die Weberin wie stets am Webstuhl, während die Eselin es sich in dem Unterstand gemütlich machte, den der Schreiner ihr gebaut hatte, bevor die Witterung umschlug. Die Eselin fraß genügsam von den trockenen Gräsern und durch ihre Arbeit hatte die Weberin genug Geld übrig, um der Eselin noch zusätzliches Heu und Hafer zu kaufen, wenn sie auf den Markt fuhren. In dieser Jahreszeit zauberte der Schnee weiße Hauben auf die Zweige und der Atem des Frosts ließ die roten Beeren und Hagebutten und prallten Samenkapseln wie mit Kristall überzogene

Schmuckstücke glitzern. Die vereinzelten goldenen Ähren, die der Eselin herunterfielen, lockten viele bunte Vöglein an und dieses lautere Treiben ließ die Weberin übersehen, dass ihr Garten seit der Anwesenheit des großen Tiers nicht mehr ganz so üppig geblüht hatte wie zuvor.

Eines Wintertags saß die Weberin an ihrem Webstuhl und betrachtete aus ihrem Fenster heraus die kleinen Vöglein mit all ihren Farben und Federn: die orangefarbene Brust des Rotkehlchens, die blau-grün-gelben Sprengel der Meisen, das leuchtende Gelb des Piols und das schimmernde Schwarz einer einsamen Krähe, und sie verwandelte den Anblick in einen Teppich von einmaliger Schönheit, als jemand an die Tür klopfte

Es war ein Fremder, ein wandernder Kesselflicker, und er bat um Obdach für die Nacht, wofür er am Morgen umsonst arbeiten wollte. Die Weberin, die keinen Kessel zu flicken hatte, fragte, ob er es denn schon bei den anderen Hütten versucht hätte. Er senkte den Kopf und erwiderte, dass er das Dorf von der anderen Seite betreten hatte, und an jeder anderen Tür abgewiesen worden war. So fasste sie sich ein Herz und gab ihm von ihrer Grießsuppe zu essen und stopfte einen alten Hafersack mit dem Stroh aus dem Stall der Eselin und deckte den Fremden mit ihrer Decke zu. Sie selbst verbrachte die Nacht am Webstuhl im Licht einer Talgkerze und webte die Abschlussborte eines Teppichs, den sie bald schon auf dem Markt verkaufen wollte.

Am nächsten Morgen weckte der fremde Kesselflicker die Weberin dankbar, die bei der Arbeit eingeschlafen war, und fragte nach dem Kessel, den er flicken sollte. Nun musste sie ihm gestehen, dass sie keinen leckenden Kessel hatte. Sofort bat er um andere Arbeit als Bezahlung für die Nacht. Nach kurzer Überlegung bat sie, dass er ihr die fertig gewebten Teppiche auf den Boden tragen half, die ihr allein sehr schwer waren. Gemeinsam schleppten sie die Teppichrollen über die steile Bodentreppe und holten die Ware herunter, die sie bald auf den Markt bringen wollte. Doch als er abends zum Aufbruch bereit war, tobte draußen ein Schneesturm und die Weberin weigerte sich, ihn aus der Hütte zu lassen. Als sie am nächsten Morgen erwachten, bat der Kesselflicker wieder Arbeit als Bezahlung für die zusätzliche Nacht. Die Weberin dachte kurz nach und ihr fiel die brüchige Stelle im Dach des Unterstands der Eselin ein, durch die es bei jedem Wetter tropfte. Also machten sie sich an die Arbeit und gemeinsam gelang es ihnen, das Loch zu flicken und den Unterstand vor dem Gewicht des stetig fallenden Schnees zu schützen. Doch als der Unterstand befestigt war, wurde es bereits dunkel und es hatte keinen Sinn für ihn, jetzt noch weiterzuziehen. Schon beim Abendessen bat der Kesselflicker um weitere Arbeit für sich und sie kamen überein, dass er sie am Samstag mit zum Markt begleiten würde, um ihren Stand zu bewachen, während sie notwendige Einkäufe erledigte. Am Samstagabend kehrten sie gemeinsam in die Hütte zurück und kochten gemeinsam das Suppenhuhn, das die Weberin auf dem Markt gekauft hatte. Zum Dank für seine Hilfe mit dem Stand bot sie ihm an, eine weitere Nacht bei ihr im Warmen zu bleiben. So ging es Tag für Tag durch das kalte Wetter des Winters hindurch. Sie saßen beide am Webstuhl; sie webte und er spann Geschichten von seinen Reisen und half ihr bei allen anderen Arbeiten, die in der Hütte anfielen. Durch die Kälte des Winters hindurch blieb der Mann bei der Weberin und wurde der ihre.

Im Frühjahr schlug er der Weberin vor, einen Gemüsegarten anzulegen, nahe des Quells. Die Weberin stimmte ihm zu, keinen Gedanken an ihren Garten verschwendend, der im Frühling üppig wie eh und je zu spritzen begann. Sie setzte sich wie immer an den Webstuhl, während ihr Mann eine Ecke des Blumengartens zu einem Gemüsebeet umpflegte und seine ehemals fahrende Werkbank zu einer kleinen Werkstatt umbaute. Dass der Quell nicht mehr überlief, sondern ihr Mann jeden Morgen das Wasser abschöpfte, um die neuen Pflanzen zu wässern, kümmerte sie nicht.

Kaum ein Jahr darauf drang der Schrei eines neuen Lebens durch die Hütte der Weberin. Da es wieder Frühling war und die einstmals einsame Weberin nun eine Familie zu ernähren hatte, sah ihr Mann sich gedrängt noch mehr Beete anzulegen und zusätzlich von ihrem Gewinn auf dem Markt zwei gesprenkelte Hennen zu kaufen, die zuverlässig jeden Tag ein Ei legten. Außerdem begann er die Eselin zu melken, um das Kind zu ernähren und der Weberin zusätzliche Kraft im Wochenbett zu spenden. Den Quell grub er tiefer, da dieser längst nicht mehr überlief, sondern er mit Eimern schöpfen musste, um das Wasser von unten hinaufzuholen.

Bald schon konnte die Weberin aus dem Wochenbett aufstehen und wollte wieder an ihr Handwerk gehen, denn sie war es, die das Einkommen der Familie sicherte. Die Dorfbewohner hatten ihr bereits Nachricht gebracht, dass ihre Ware auf dem Markt in der Stadt schmerzlich vermisst wurde und man ihr auch dort zu ihrem Glück gratulieren wollte. Mit der Liebe, die sie stets für ihr Handwerk empfunden hatte, setzte sie sich also an ihrem Webstuhl nieder und blickte aus dem Fenster, um nach so langer Zeit ihren traumhaften Garten wieder auf das Gewebe zu bannen. Doch zu ihrem Schrecken gab es keinen Garten mehr.

Ein großer Teil davon war zum Gemüsebeet geworden, den Rest scharrten die Hühner auf ihrer Suche nach Würmern auf, die Blätter und Blüten der Sträucher waren von der Eselin beknabbert und die Wiesenblumen von ihr niedergetrampelt worden, und am Zaun, dort wo einst Blauregen und Jasmin gerankt waren, stand nun die Werkstatt ihres Mannes. Die Vögel waren von dem ständigen Treiben und Geklimper seines Handwerks vertrieben worden und kamen nur des Abends zum Quell. Der zuvor üppige Garten war zu einem arbeitsamen Hof geworden. Die wenigen zähen Pflanzen und das Unkraut zwischen den Gemüestauden boten keinen Zauber fürs Auge, nichts, was ihre Finger in schönes Handwerk übersetzen konnten. Sie sah nichts außer dem Alltag, den jeder Mensch erlebte, nichts, was es wert war, in einen Wandteppich gewebt zu werden und Jahr für Jahr zu betrachten.

Sie versuchte sich an den Garten zu erinnern, wie er einst gewesen war. Doch die Formen der Blüten schienen ihr zu entgleiten, die Farben der Blätter wollten sich nicht richtig vermischen und die Vielzahl der Insekten und Vöglein schien in ihrer Erinnerung eintönig. Bestürzt kam ihr der Gedanke, dass mit ihrem neugefundenen Glück ihr altes zerstört worden war.

So saß sie für den Rest des Tages untätig am Webstuhl und betrauerte reglos, was verloren war, den Quell, der versiegte war, um ihre anderen Pflichten zu nähren. Am Abend erzählte sie ihrem Mann traurig von ihrem Erlebnis und der Dürre, die sie in sich empfand. Er verstand ihre Trauer um den Garten, um den Quell und ihre Liebe zum Handwerk, denn darin hatte er sich damals verliebt, in die Dichterin, in die Übersetzerin der Schönheit, für die andere blind waren. Er liebte die Weberin noch wie am ersten Tag und war überzeugt, dass sie nichts verloren hatte. Die Schönheit des Gartens war nur leider den Notwendigkeiten ihres gemeinsamen Lebens gewichen, doch ihre Gabe die Schönheit im Unscheinbaren und Wilden und Ungeordneten zu sehen und in Teppiche zu weben, konnte nicht abhandenkommen wie Unkraut, das ausgerupft wurde. Er bat sie, sich am nächsten Tag nicht gleich wieder an den Webstuhl zu setzen, sondern an den Quell. Dort, meinte er, würde sie bestimmt finden, was sie verloren glaubte. Sie lächelte nur müde, denn sie wusste, dass am Quell keine Blumen mehr blühten. Doch sie versprach ihrem Mann, es zu versuchen.

Am nächsten Tag, es war ein Samstag, fuhr der Mann der Weberin zum Markt und sie blieb mit dem Kinde zurück. Wie sie ihm versprochen hatte, setzte sie sich in den Hof, nahe des Quells, und sah ihrem Kind beim Spielen zu. Es brauchte nicht viel, um das Kind, das nur wenige Monde gesehen und des Laufens noch nicht mächtig war, zu begeistern. Mit großen Augen sah es die Welt

als ein einziges Wunder an und betastete alles, was in seine kleinen Hände kam, eine Ähre, einen Stein, eine Hühnerfeder, wie ein wundersames Kleinod. Die Weberin lächelte bei sich und wünschte sich für sich dieselbe kindliche Seele zurück, doch kein schöpferischer Gedanke kam ihr in den Sinn, während sie so dasaß.

Es war ein warmer Frühlingstag und bald schon verspürte sie Durst. Sie bückte sich nach dem Eimer und senkte ihn hinab in den Quell. Und plötzlich sah sie sie selbst. Dort hatten sie sich versteckt, all die Wunder, die Wildnis, die Üppigkeit, die sie mit dem Garten verloren geglaubt hatte.

Die kühle Feuchtigkeit der Steine und des Brunnenschachts hatte einen neuen Garten geschaffen. Im Schatten, auf den Steinen und in den Ritzen wucherte und grünte es, wie zuvor. Blättrig, faserig und weich wuchsen Moose wie eine eigene Landschaft im Quell. Sie blühten in kleinen Sternen und hatten zarte, rote Stiele, sie wucherten in hunderten Farben und ragten mit ihren Spitzen nach der Sonne, klammerten sich ohne Mühe an die steilste Wand und formten mehr Gestalten als die Weberin auf einen Blick zu begreifen vermochte. Auch Flechten gab es und sie waren nicht nur graugrün, wie die Weberin zuvor angenommen hatte, sondern auch gelb und buschig. Kleine braune Pilze mit weißlichen Kappen standen stolz in kleinen Gruppen am Rand des Quells, wo beim Heraufziehen des Eimers stets ein wenig Wasser überschwappte, und ein kleiner Farn, dessen Wedel sich schüchtern aus ihren schneckenförmigen Spiralen entrollten, war geziert wie ein Lüster, von dem hunderte feuchte Perlen hingen, die vom Tau dorthin gezeichnet worden waren und in denen sich das Sonnenlicht zu Regenbögen brach. Hier und da krochen kleine gelbhäusige Schnecken und anderes Getier über das Moos und das Sonnenlicht warf ein tanzendes Spiel aus Schatten und Gold auf den Spiegel der Wasseroberfläche. Der Garten im Quell war ein grüner Ballsaal voller Leben und von unerzählter Schönheit. Mit neuem Mut nahm die Weberin ihr Kind, legte es in seine Wiege und setzte sich an den Webstuhl, um die neuen Eindrücke festzuhalten. Sie begann ihre Arbeit und verspürte schon bald dieselbe Liebe, dieselbe Wärme und dieselbe Leidenschaft, die sie zuvor so vermisst hatte.

Ihr Mann freute sich am Abend, sie so sprühend vor Glück zu sehen, und nahm sie so zärtlich in den Arm, dass sie spüren konnte, wie seine Liebe noch wuchs, und er kochte das Abendessen und brachte ihr eine Kerze zum Webstuhl, damit sie so lange in den Abend hinein weiterarbeiten konnte, wie sie wollte.

Bald schon hatte sie so viel neue Ware gewebt, dass sie die kleine Eselin selbst vor den Wagen spannte, ihrem Mann und Kinde einen Kuss gab und mit ihren neuen Schöpfungen auf den Markt in der Stadt fuhr. Dort wurde sie von vielen Seiten begrüßt, von anderen Händlern und Stammkunden. Als sie ihre neuen Teppiche ausrollte, staunten die Bürger nicht schlecht. Sie hatten noch nie ein Augenmerk auf das kleine Leben gelegt, auf die Wunder der Natur, die sie in ihren Gärten umgaben, und erst recht nicht auf die Moose und Flechten in ihren Brunnen. Man staunte über die Details und die ungewöhnlichen Motive und alle waren sich einig, dass es Teppiche von solcher Schönheit und Einzigartigkeit noch nie gegeben hatte. Wie sie auf diese Idee gekommen sei, fragte ein neugieriger Bürger die Weberin. Sie überlegte für einen Moment und antwortete dann, sie habe gelernt, dass kein Glück so groß ist, dass es ein anderes zu verdrängen mag.